



Interview

09.07.2012 | REDAKTION: Klaas Sydow, Elsa Schumacher

"Inklusive Bildung in Deutschland umsetzen"

Ein Interview mit Kersten Reich

Dr. Kersten Reich ist Mitglied im Expertenkreis Inklusive Bildung der Deutschen UNESCO-Kommission und emeritierter Professor für Internationale Lehr- und Lernforschung am Institut für Vergleichende Bildungsforschung der Universität Köln. Wir haben ihn besucht und zum Thema Inklusion befragt.

Redaktion überaus: Herr Reich, was bedeutet für Sie Bildungsgerechtigkeit?

Kersten Reich: Bildungsgerechtigkeit würde ich zunächst mal in ein Verhältnis zu Chancengleichheit stellen. Chancengleichheit war der große Anspruch der bürgerlichen Gesellschaft – alle sollten von Anbeginn die gleichen Chancen haben. Das hat sich als Illusion erwiesen, denn die gleichen Startbedingungen haben Menschen nicht. Sie haben sehr unterschiedliche Startbedingungen, vor allem wenn wir an die sozio-ökonomischen Bedingungen denken, an Migrationsbedingungen und so weiter. Um Chancengerechtigkeit herzustellen in einem System der Bildungsungleichheiten oder der Ungleichheiten, Benachteiligungen und teilweise der Diskriminierungen, bieten sich vor allem fünf Standards an: Das Herstellen ethno-kultureller Gerechtigkeit, also, dass niemand aufgrund seiner Herkunft, ethnischer Bedingungen oder Migration benachteiligt wird. Der zweite Punkt betrifft Geschlechtergerechtigkeit und Anti-Sexismus. Der dritte Punkt ist die Diversität der Lebensformen. Der vierte Punkt betrifft die sozio-ökonomische Benachteiligung, die sich sehr gravierend auswirkt. Hier müssen wir bedenken, dass Deutschland das Industrieland mit den schlechtesten Werten in der Welt ist. D. h., wer bei uns sozio-ökonomisch benachteiligt ist, hat bei uns den schlechtesten Schulerfolg. Da haben wir einen sehr großen Nachholbedarf. Und der letzte, auch sehr wichtige Punkt: Menschen mit Behinderung nicht auszuschließen. Das wird in Deutschland sehr oft mit dem Begriff der Integration belegt, wobei Inklusion

viel weiter geht und alle diese fünf Standards berücksichtigt, die zu einer Chancengerechtigkeit führen.

Kann Inklusion nur mit inklusiven Schulen gelingen?

Inklusion ist ein gesamtgesellschaftlicher Anspruch an eine diverse Gesellschaft. Und es wird nur funktionieren, wenn in der Gesellschaft genügend Kräfte sind, die Diversität als Vorteil sehen. Wenn das grundsätzlich nicht der Fall ist, wenn Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus sehr stark sind, dann wird das sehr schwierig, Inklusion auf den Weg zu bringen. Nun muss man sagen, Deutschland hat eine sehr unglückliche Geschichte und Inklusion ist für uns immer eine große Herausforderung. im Vergleich zu anderen westlichen Ländern haben wir einen starken Nachholbedarf. Bei uns sind die Selektionspraktiken sehr stark ausgeprägt. Wir hatten nach 1945 die Chance, durch die Alliierten ein einheitliches Schulsystem für alle Kinder einzuführen. Wir haben die Chance nicht genutzt. Das hat bis heute in der Weltgemeinschaft für Unverständnis gesorgt. Wir haben eher auf selektive Praktiken gesetzt, auf ein drei- bis viergliedriges Schulsystem und das führt dazu, dass wir von Grund auf die Inklusion vernachlässigen. Insofern wäre ein inklusives Schulsystem eigentlich die Umstellung, auf Richtung Inklusion zu gehen und jene gesellschaftlichen Kräfte zu aktivieren, die Inklusion bevorzugen. Und das wäre schön. Das Schulsystem wäre ein wesentlicher Indikator für Inklusion, aber nicht der ausschließliche!

Was sagen Sie zu der immer wieder auftauchenden Behauptung, die Vorstellung von Inklusion und Gemeinsamkeit in der Schule sei zu idyllisch?

Hinter Idyllen stecken ja soziale Sehnsüchte und politische Forderungen und insoweit würde ich sagen, wenn wir vom Menschenrecht ausgehen, darf Inklusion keine Idylle sein, sondern es handelt sich um ein Menschenrecht und Menschenwürde, d.h. Menschen kann man nicht absprechen, Teilhabe in einer Gesellschaft zu fordern. Wenn Pädagogen aufgrund der Realität in Deutschland sehen, dass Forderungen in Richtung Inklusion heute eher noch Zukunftsforderungen sind, sollte das alle Kräfte in Bewegung setzen, die pädagogischen und auch die politischen, das System insoweit zu ändern, dass die Ermöglichung von Inklusion steigt. Und das darf keine Idylle bleiben, sondern das ist ein Menschenrecht. Und selbst die OECD stellt ja hinreichend Forderungen an Deutschland, die wir zurzeit in dieser Hinsicht nicht erfüllen.

Bedeutet Inklusion für die "Hochbegabten" ein ständiges Warten auf diejenigen, die Anschluss suchen?

Das klingt auch wieder nach einer typisch deutschen Formulierung. Ich hatte selbst viel im Ausland zu tun und so eine Frage wäre allein schon diskriminierend zu nennen. Denn Inklusion bedeutet ja, dass alle Befähigungen von Menschen ihr eigenes Recht bekommen sollen, um dann als Leistung auch in der Gesellschaft von Nutzen – für den Einzelnen wie für die Gesellschaft – zu sein. Und das bedeutet im Grunde, dass die vermeintlich Hochbegabten, die es in Deutschland viel häufiger gibt als in anderen Ländern, sich einbringen können und nicht warten müssen – wie auch die anderen nicht

warten müssen. Es gibt ja Menschen, die in Lernvorgängen unterschiedlicher Art immer warten müssen. Es gibt ja sehr unterschiedliche Befähigungen. Und unser Schulsystem ist sehr stark auf die mathematisch-operativen oder sprachlich-logischen Leistungen abgestellt und berücksichtigt andere Leistungen, wie zum Beispiel praktische, sportliche, kinästhetische, räumliche, ästhetische, musikalische oder existenzielle Leistungen, viel zu wenig. Und wenn wir die Breite, die Diversität des Lernens nehmen, dann kann jeder Lerner von den Stärken eines anderen Lernenden profitieren. Das ist erst mal für ein inklusives Schulsystem sehr wichtig. Es gibt aber ein großes Problem, auch wieder ein sehr deutsches Problem: Wir haben mehr Stoff in der Pipeline des Schulsystems als alle anderen Industrieländer um uns. Der deutsche Lehrplan ist geprägt von einer wahnsinnigen Stofffülle. Und diese Stofffülle verhindert die Diversität des Lernens. Das heißt, unsere Kompetenzen, die wir an Schulen ausprägen, sind viel zu sehr wissensorientiert – eigentlich ein Modell, das in die Vergangenheit zurückgreift – und viel zu wenig kompetenz- oder handlungsorientiert. Und wir vertrauen noch viel zu wenig auf das exemplarische Lernen – das ist in anderen Ländern sehr viel weiter. Das ist aber notwendig, um ein inklusives Schulsystem zu etablieren. Denn mit der Stofffülle, die wir jetzt haben, kriegen wir die Inklusion garantiert nicht hin.

Wie viel Binnendifferenzierung kann man Lehrkräften zumuten?

Wenn wir einen Brückenbauer fragen würden, wie viel Sicherheit können wir dir beim Brückenbau zumuten, dann würde diese Frage absurd erscheinen. Lehrkräften muss man ganz viel Binnendifferenzierung zumuten, denn das ist ihr Handwerkszeug, das gehört heute zur Individualisierung des Lernens dazu. Wir sprechen beim inklusiven Unterricht davon, dass er auf verschiedenen Ebenen stattfinden soll, also von einem Multi-Level-Konzept. Weil man im Grunde für alle Basiskompetenzen und darauf aufbauend differenzierte Kompetenzen definieren muss, so dass die verschiedenen Lerner möglichst viel Förderung und Forderung erfahren können. So ein Multi-Level-Konzept zu fahren, bedeutet, ein ganz hohes Maß an Binnendifferenzierung als Handwerkszeug zu beherrschen. Das wird leider in der Lehrer/-innen-Ausbildung der Gegenwart viel zu wenig berücksichtigt. Und wir haben in Deutschland leider auch den Mangel in der zweiphasigen Lehrerausbildung, dass die Praxis viel zu spät kommt und nicht hinreichend integriert ist in die Theorie. Das liegt daran, dass bei uns die Lehrerausbildung an Universitäten stattfindet, in denen die Fächer sehr dominant sind und die bildungswissenschaftlichen Anteile zu kurz kommen. Zum Vergleich: International findet die Lehrerausbildung eher an so genannten Lehr-Universitäten statt und man hat – nehmen wir mal das finnische System – vier Fünftel Grundlagen, auch Sonderpädagogik für alle verpflichtend, und ein Fünftel Fachstudium. In Deutschland ist das genau umgekehrt: vier Fünftel Fach-, ein Fünftel Bildungswissenschaften.

Sind wir schon auf dem Weg zur Inklusion?

Deutschland ist auf dem Weg zur Inklusion, allerdings nicht aus innerer Überzeugung, sondern aufgrund äußerer Konvention, das heißt, wir sind der UN-Behindertenrechtskonvention beigetreten. Und das wird jetzt Probleme schaffen: Eltern haben das Anrecht, auch Kinder mit Behinderung oder mit anderen Benachteiligungen (entsprechend der Standards) in eine Regelschule zu schicken – und nun wird sich zeigen, inwieweit eine inklusive Beschulung möglich sein wird.

Was halten Sie von der Idee, Förderschulen für alle zu öffnen?

Wenn wir auf dem Weg zur Inklusion weitergehen wollen, gibt es verschiedene Ideen, wie wir vorgehen wollen. Eine könnte natürlich sein, die Förderschulen zu öffnen. Und diese Idee kommt nicht selten von Förderschullehrerinnen. Für mich ist die Förderschule nach wie vor eine Sonderschule, eine Selektionsschule, die bildungsmäßig in eine Sackgasse führt, auch wenn die Lehrer/-innen und auch viele Schüler/-innen durchaus davon profitieren, hier einen Bereich zu haben, wo sie frei sind vom Druck des sonstigen Schulsystems, frei von Lehrplänen, frei methodisch zu arbeiten und kleinere Klassen haben. Wenn man dieses System für das gesamte Schulsystem einsetzen könnte, was mir allerdings sehr utopisch erscheint, denn allein die Frage der Klassenfrequenz scheitert ja an den Haushalten, dann wäre das für das gesamte Bildungssystem gut. Denn das muss man auch sagen, es gibt zwar in der Bildungsforschung unterschiedliche Aussagen zur Bedeutung der Klassengröße, aber selbst die hartnäckigsten Verteidiger, die aus IGLU- oder PISA-Studien die Folgerung ziehen, dass die Klassengröße für den Lernerfolg nicht so entscheidend ist, müssen doch zugeben, dass 20 oder unter 20 eine ideale Größe ist. Das wird in der Forschung kaum bestritten. Und das ist etwas, was in Deutschland längst nicht erreicht ist. Und insofern finde ich die Forderung, die Förderschulen zum allgemeinen Maßstab zu nehmen, allenfalls dann sinnvoll, wenn man sagt: kleine Klassen – ja. Aber mit Blick auf die Selektionspraxis würde ich das völlig ablehnen. Denn wenn wir immer weiter in der Wahnvorstellung leben, wir könnten Gruppen homogener machen, indem wir die Menschen aussortieren, dann gehen wir genau den nicht inklusiven Weg, sondern den Weg der Exklusion. Und diese Selektionspraxis hat zu den Misserfolgen unseres Schulsystems geführt.

Brauchen wir noch Sonderpädagogen? Oder benötigen Lehrerinnen und Lehrer nur mehr Diversity-Kompetenz?

Es ist für mich sehr interessant, in internationaler Sicht einmal zu vergleichen, wie Sonderpädagogen weltweit ausgebildet werden und wie sie in Deutschland ausgebildet werden, welche Funktion sie haben. Weil wir ein Sonderschulsystem haben, das hoch spezialisiert ist und auch noch die einzelnen Formen von Behinderung in spezialisierte Schulformen aufgeteilt hat, haben wir notwendigerweise Fächer in den Universitäten konstruiert, die dieses Spektrum an Spezialisierung wiedergeben. Man unterteilt also die verschiedenen Behinderungsarten und baut die entsprechenden Schulen, weil man meint, mit dieser Homogenisierung der Lerngruppe Erfolg zu haben. International geht man einen ganz anderen Weg in der Inklusion. Inklusion bedeutet auch, in der Lehrer/-innenbildung eine Inklusion herzustellen und Fachkompetenzen für alle Lehrenden im Hinblick auf alle Formen der Behinderung herzustellen – und auch den Umgang mit

Behinderungsformen. Allerdings nicht in der Hinsicht, dass sie sehr stark in die medizinischen Modelle der Behinderung hineingehen, d. h. sie müssen da nicht jedes Detail wissen, sondern einen anwendungsbezogenen Umgang mit Behinderung lernen, d. h. wie gehe ich mit verschiedenen Behinderungsarten, die in meiner Klasse vorkommen, um. Dieser anwendungsbezogene Umgang mit Behinderung stößt immer wieder an Grenzen und daher ist es wichtig, dass die Schulen dann einen entsprechenden medizinischen und psychologischen Dienst haben, wo ich in Einzelfällen Expertisen einholen kann – denn ich muss als Lehrer/-in nicht alles wissen, was über diese Behinderung zu wissen ist. In Deutschland ist es umgekehrt. Hier erwerben die Lehrer/-innen ein sehr spezialisiertes Wissen über die verschiedenen Behinderungsformen und das führt dann dazu, dass sie in dem Bereich viel wissen und damit in ihrer Klasse operieren können, aber auch oft die Grenzen überschreiten, die in Richtung Therapie oder medizinische Behandlung gehen. Das heißt, sie mischen sich unter Umständen sogar zu viel ein. Das ist nicht zielführend für ein inklusives System, denn hier muss die Lehrerin unter Umständen alle inklusiv betreuen, also in der breiten Diversität aufgestellt sein. Der Erfolg internationaler inklusiver Systeme zeigt, dass ein mittleres Maß an Ausbildung zu den Formen der Behinderung völlig ausreichend ist, wenn das Support-System im Hintergrund erhalten bleibt. Ich will noch eine Bemerkung machen zu einer Form der Behinderung, die mich auf internationalen Konferenzen immer in ein Dilemma stößt: das ist die so genannte Lernbehinderung. Es gibt keine Lernbehinderung! Also Förderschulen mit dem Schwerpunkt Lernen sind ein Mißumstand in sich. Sie müssten eigentlich direkt abgeschafft werden, denn sie verletzen letztendlich alle Lerntheorien, die es gibt, denn man kann nicht behindert sein im Lernen. Lernen ist ein Vorgang, den wir alle praktizieren. Es gibt sehr unterschiedliche Ausprägungen und Förderungen, aber es gibt keine Behinderung.

Wo finden wir im Ausland Vorbilder für Inklusion?

Fast alle Länder können für uns Vorbild sein, sofern sie ein Schulsystem aufweisen – und das tun eben alle Länder –, das nicht so stark gegliedert ist und das vor allem nicht so früh mit der Selektionspraxis anfängt. Das Dilemma unseres Schulsystems ist ja, dass wir schon sehr früh eine Selektion vornehmen, nämlich mit 10 Jahren, die andere Länder erst mit 15 oder 16 vollziehen. Und dieses Dilemma bringt uns dazu, dass wir nicht nur unsere vermeintlich normalen Schüler/-innen aufteilen, sondern dass wir dann noch besondere Gruppen herausgreifen, die wir dann homogen unterrichten wollen – und das führt dann zu den großen Ungerechtigkeiten im Vergleich zu allen ausländischen Schulen. Insoweit kann man sagen, sind wir im Verhältnis zum Ausland sehr schlecht aufgestellt. Das ist die deutsche Praxis, die von der internationalen Staatengemeinschaft übrigens immer wieder kritisiert wird. Wir leben in der deutschen Diaspora und wollen einfach nicht wahrhaben, dass wir von den Menschenrechten und der Menschenwürde her sehr stark abgekoppelt haben von anderen Ländern. Das wird international auch sehr stark verurteilt, zurecht wird von internationalen Pädagoginnen und Pädagogen immer wieder auf die deutsche Geschichte, auf den

Nationalsozialismus hingewiesen, der solche Selektionspraktiken eingeführt hat und es herrscht großes Unverständnis darüber, dass wir das nicht haben bewältigen können bis heute.

Welche Rolle spielt Inklusion für soziales Lernen?

Inklusion hat einen großen Vorteil im Hinblick auf das soziale Lernen. Im sozialen Lernen führt die Inklusion dazu, dass in einer sehr heterogenen Gemeinschaft die Lernenden stärker auf einander Rücksicht nehmen, sich solidarisch verhalten und den anderen Hilfestellung geben müssen und die Förderung in der Klasse sehr viel stärker sein muss als in deutschen Schulen. In deutschen Schulen haben wir derzeit das Phänomen, dass Mobbing sehr stark zunimmt, dass ein gewisser Lernegoismus zunimmt, der noch verstärkt wird durch das Sekundarschulsystem, durch G8 und die vielen Stunden unter Leistungsdruck, und dass dieser Leistungsdruck den Lernegoismus befördert und damit dazu führt, dass jeder nur noch auf den NC hinarbeitet. Das ist eigentlich ein Weg, der sehr kontraproduktiv ist für ein inklusives System ist. Inklusion schließt zwar Leistung und auch Benotung in höheren Klassen nicht aus, aber sie muss letztlich die Förderung aller in einer sozialen Gemeinschaft auch mit möglich machen. Denn sonst erzeugen wir ein Heer von Egoisten und unsolidarischen Menschen, die nicht mehr die Hilfe für die anderen sehen. Nun zeigen gerade inklusive Schulsysteme, bei denen Menschen mit Behinderung wirklich inkludiert sind, dass die Rücksichtnahme der Schüler untereinander sehr stark zunimmt. Das kann man am Beispiel Mobbing kurz verdeutlichen. Wenn ich einen schwerst-mehrfach Behinderten in meiner Klasse habe und damit ständig in meinem Bewusstsein als Schüler/-In, dann werde ich vermeiden, über Behinderte zu lästern – das gilt als absolutes Tabu – und ich werde auch vermeiden, andere Menschen, die in der Klasse sind und sich aus meiner Sicht nicht normal verhalten oder anders aussehen, zum Beispiel stark Übergewichtige, die werde ich auch nicht so schnell mobben wie im deutschen Schulsystem, wo alle denken, sie sind unter gleichen und können ihren eigenen Egoismus leichter feiern. Das halte ich für wesentlich. Inklusives Lernen ist immer die umfassende Ermöglichungschance für ein soziales Lernen.

Ist die Förderschule eine berufliche Sackgasse?

Leider zeigt sich die Sonderschule in all ihren Formen als eine große berufsbezogene Sackgasse. Das haben mehrere Studien belegt. Diese Sackgasse besteht darin, dass Absolventen dieser Schulen erst gar keinen Ausbildungsplatz kriegen und in weiteren berufsbildenden Maßnahmen versorgt werden müssen und die Aussicht auf Erfolg, durch diese Maßnahmen einen Arbeitsplatz zu bekommen, ist auch nicht sehr hoch. Darin zeigt sich im Grunde das Scheitern eines Sonderschulsystems. Denn wenn die Sonderschule die Aufgaben erfüllen könnte, die man vermutet, dann müsste die Quote der Absolventen mit Ausbildungsplatz eigentlich sehr hoch sein. Das genaue Gegenteil belegt, dass dieses System gescheitert ist.